

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 10

Artikel: Flüsse auf der Wanderschaft
Autor: Völkner, P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637888>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

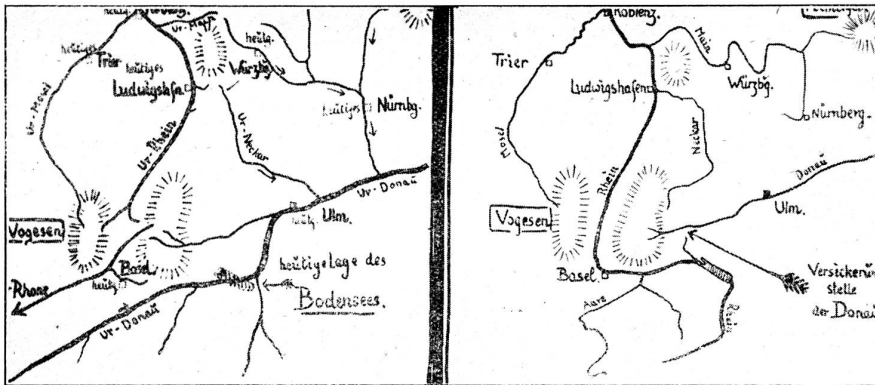
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Wanderungen des Rheins und der Donau.

In der Vorzeit war der Lauf vieler Flüsse ein ganz anderer als heute. Unsere Karte zeigt, wie Rhein und Donau flossen, ehe in der Eiszeit die Alpengeleitscher sich weit ins Vorland zu erstrecken begannen. Man sieht deutlich, wie viel länger damals die Donau und wie viel kürzer der Rhein war. Zur besseren Verdeutlichung ist in dieser Karte die heutige Lage einiger wichtiger geographischen Punkte eingezeichnet.

Heute fließen die Gewässer der gesamten Nordschweiz dem Rhein zu. In einem Teil des jetzigen Rheintals floß früher die Donau — allerdings in entgegengesetzter Richtung.

(Zum Aufsatz: Flüsse auf der Wanderschaft.)

Da aber schließt Karl sowohl mit Ludwig als auch mit dem deutschen Kaiser Frieden. Nur zu willig treten diese darauf ein und überlassen die Schweizer skrupellos der Rache ihres übermächtigen Feindes. — Eine entsetzliche Gefahr tut sich vor den Eidgenossen auf: die Existenz des ganzen Landes steht auf dem Spiel.

In dieser schweren Bedrängnis schicken sie Gesandte zum Herzog nach Dijon. Unter ihnen ist auch Adrian von Bubenberg, der an seinem Hofe gedient und von Karl zum Ritter geschlagen wurde. Die Gesandten bieten dem Herzog ein Bündnis und Genußung an. Stolz und hochfahrend lehnt er alles ab. Bubenberg jedoch versucht er mit allen Mitteln für seine Pläne zu gewinnen, er verspricht ihm große Belohnung und Auszeichnung, ja selbst die Statthaltertschaft über Hochburgund. — Bubenberg aber, aufrecht und ehrenhaft, kehrt ihm den Rücken und verharret in Treue zu Bern. (Er ist später in Armut und Dürftigkeit gestorben.)

Mitte Februar 1476 steht der Herzog plötzlich mit einem Heer von 20,000 Mann bei Grandson. Vor dem Schlosse findet er den ersten bernischen Widerstand an der kleinen, kaum 400 Mann starken Besatzung mit dem Hauptmann Wppler von Bern. — Sofort setzt eine hartnäckige Belagerung des Schlosses ein. Die Besatzung ist nur schwach vorbereitet, man hat den Angriff Karls nicht hier, sondern in Bern befürchtet. Sturmleitern werden an die Wälle gelegt, wuchtige Steingeschosse aus Feldschlangen erschüttern sie, unter Schirmdächern zerbröckeln Sturmböcke die Mauern und Tag und Nacht schleudert der Feind Feuergerben ins Schloß. — Die Besatzung wehrt sich heldenhaft, bald zwei Wochen schon! Die meisten sind verwundet. — Der Herzog ist aufs heftigste erzürnt über den frechen Widerstand der Bauern. Wütend jagt er im goldenen Panzer durch das Lager, Soldaten und Anführer feige Memmen schimpfend, den einen stößt er kurzerhand mit dem Dolche nieder. Die Not der Besatzung ist aufs Höchste gestiegen, Lebensmittel sind nicht mehr vorhanden. Aber immer noch flattert das stolze Bärenbanner auf den Donjons und hoffnungsvoll richten sich die Blicke der Verteidiger nach Bern, von wo die Hilfe kommen soll. Sie bleibt aus. — Da erscheint vor den Mauern ein burgundischer Parlamentär mit der weißen Fahne. Im Namen des Herzogs bietet er den Verteidigern ehrenvollen freien Abzug; der Herrscher sei voll Bewunderung für ihre Tapferkeit und wisse sie zu achten. Die Verteidiger hören das Versprechen eines Fürsten und vertrauen seinem Wort. Ehrenvoller Abzug entspricht bisher gehaltenem Kriegsbrauch und Kriegssitte. — Kaum aber

haben die Männer den Schloßhof verlassen, so werden sie meuchlings überfallen, verhöhnt und verspottet und alle — entweder an den Bäumen aufgehängt oder an langen Seilen im See zu Tode geschwemmt. — Das ist das grausame Ende der Berner Besatzung, das nie vergessen werden kann. —

Und nun steht erneut die Frage zur Diskussion: ist es nicht oberflächlich und fälschlich, wenn in gewissen Geschichtsbüchern als „feststehende Tatsache“ (?) behauptet wird, die Besatzung hätte im Unfrieden gelebt und nicht Treue geübt (?). Auch S. Zschokke verbreitet diese Mär. — Andere, gewissenhaftere Historiker und zu ihnen gehört auch unser verehrter Geschichtsprofessor Herr Dr. R. Feller, halten es für richtiger, trotz einigen schwachen Anhaltspunkten in der Chronik Diebold Schillings, festzustellen, daß maßgebende Beweise für die Vorgänge im Schloß zu Grandson überhaupt nicht existieren, da von der Besatzung alle Mann ums Leben kamen und Zeugenaussagen von anderer Seite nicht vorhanden sind. —

Auf alle Fälle dürfen wir Nachkommen davon überzeugt sein, daß die Mannen von Grandson aufrichtig im Interesse des Vaterlandes zu handeln glaubten.

Heute am 460. Jahrestag der Schlacht (2. März) sei ihrer in Dankbarkeit und Verehrung gedacht. Ihr tapferer Widerstand ermöglichte es den Eidgenossen, ihr Heer zu sammeln und gut ausgerüstet nach Grandson zu ziehen, zu Sieg und Sühne.

Murten. — Nancy. — Tod des Herzogs. — Das Burgunderreich zerfällt und Bern und die Eidgenossenschaft gehen ihrer Größe entgegen.

Flüsse auf der Wanderschaft.

Als der Rhein noch durch England floß ...

Die Katastrophen am „Gelben Fluß“.

Auch Flüsse werden einmal „geboren“. So ist beispielsweise der alte „Vater Rhein“ noch gar nicht allzu alt, kaum viel älter als das Menschengeschlecht. In der Tertiärzeit, jener Erdpoche, die der Eiszeit unmittelbar voran ging, reichte ein Meer von Nordwesten her bis an die oberrheinische Tiefebene hinein. Darenin mündete wohl ein Küstenflüßchen, dessen Quelle irgendwo nördlich des Kaiserstuhls lag — es war der kleine Rhein. Dann zog sich das Meer immer weiter zurück und der Rhein folgte ihm. So wuchs er heran und reichte schließlich viel weiter gen Norden als heute, weil das Meer einen großen Teil der südlichen Nordsee freigab. Das beweisen heute noch Tausende von Mammutzähnen, die von Fischern aus der Tiefe der Doggerbank im Laufe der Jahre herausgefischt wurden. Als die Träger dieser Zähne lebten, durchfloß der Rhein das südöstliche England, nahm von links her einen Nebenfluß auf, der heute auf den Namen Themse getauft ist, und seine Mündung in die Nordsee vereinigte sich wahrscheinlich mit den Mündungen der Elbe und Weser zu einem riesigen Delta.

Eine ähnliche Jugend erlebte die Donau. Auch sie entstand aus einem oder mehreren kleinen Küstenflüßchen im südwestlichen Deutschland, die nach kurzem Laufe im Schwarzen Meer ihr Ende fanden, das zu jener Zeit weit über die ungarische Tiefebene hinaus bis ins Alpenvorland hineinreichte. Die Donau folgte dem weichenden Meere ganz so

wie der Rhein dem abfließenden Ozean und wurde groß und stattlich dabei.

Der Sieg des Rheins über die Donau.

Nicht ohne Absicht sind gerade Rhein und Donau als Beispiele herausgegriffen. Denn, so weit ihre Mündungen auch voneinander liegen, so erbitterte Rivalen sind sie in ihrem Oberlaufe. Die Flußgeschichte Südwestdeutschlands ist die Geschichte des Kampfes zwischen dem Rhein mit seinen Nebenflüssen und der mächtigen Donau, eines Kampfes, der den Rhein in ständigem stetigreichem Vorwärtsdringen zeigt, das heute noch nicht völlig sein Ende erreicht hat.

Einstmals war die gesamte Nordschweiz der Donau tributpflichtig. Der heutige Alpenrhein machte nicht seinen Bodenseeknick nach Westen, sondern strömte gradlinig weiter gegen Ulm zu. Die Mare, welche die Gewässer der nördlichen Schweiz sammelt, mündete nicht in den Rhein aus dem einfachen Grunde, weil sie ihn an der Stelle, wo sie sich heute in ihn ergießt, nicht antraf; so wanderte sie denn weiter und stieß auf die Donau, die ihrerseits ihre Quellflüsse und -bäche bis tief in den Schwarzwald hinein verschickte. Franken, das obere und mittlere Maingebiet — alles entwässerte zur Donau. Sie muß damals, ehe die Eiszeit hereinbrach, ein imponierender Strom schon in ihrem Oberlaufe gewesen sein. Wie kümmerlich nahm sich dagegen der Rhein aus! Erst nördlich vom Kaiserstuhl lagen seine Quellen, und seine Zuflüsse entwässerten nur je einen schmalen Streifen rechts und links. Aber im Laufe der Zeit sank durch erdgeschichtliche Vorgänge das Oberreintal immer tiefer ein, dadurch verstärkte sich das Gefälle des Rheins. Er überschritt seine Wasserscheide, traf bei Basel auf ein Gewässer, das westwärts floß, um sich weiterhin in die Rhone zu ergießen, zapfte es an und zwang es, sich nordwärts zu wenden. So entstand der Knick bei Basel.

Dann kam das Eis von den Alpen herab und hinterließ als Andenken nördlich des Bodensees Schuttwälle. Riesige



Ueberschwemmung der Oder.

Die untere Oder ist über die Ufer getreten. Im Frühjahr tritt die Schneeschmelze oft im Süden eher ein als im Norden. Dann stauen sich die aus Schlesien kommenden Fluten. Vorsorglich hat man die Bahnlinie daher auf einem Damm durch die Oderauen geführt.

Ueberschwemmungen stellten sich ein: der Bodensee ist ein Rest davon. Auch dies machte sich der Rhein zunutze; ostwärts wandernd verließ er sich schließlich all diese Wassermassen ein. So entstand der Bodenseeknick.

Noch heute geht der Kampf weiter, auf Kosten der Donau. Ja, der obere Lauf der Donau selbst sendet während des größten Teils des Jahres seine Wasser zum Rhein! Bei Immendingen im schwäbischen Jura verläßt die Donau in der trockenen Jahreszeit im Kalkuntergrunde, und ihr Flußbett liegt dann trocken. Wo aber bleibt das unterirdisch abfließende Wasser? Durch Färbungsversuche hat man einwandfrei festgestellt, daß es in der Nachquelle, 20 Kilometer von der Versickerungsstelle entfernt, 170 Meter tiefer wieder zutage kommt. Die Nach mündet aber bei Radolfzell in den Rhein, bezw. Untersee.

Gefährliche Flüsse.

Man sollte nun annehmen, solche Flußverlegungen und Aenderungen innerhalb der Flußsysteme geschähen ganz allmählich im Laufe von Jahrtausenden oder Jahrhunderten, und unser Menschenleben sei viel zu kurz dazu, als daß wir von Ereignissen solcher Art etwas bemerken würden. Diese Annahme ist aber — leider! — ein Irrtum. Wenn größere Flüsse ihre Richtung ändern, so geschieht dies nämlich heute wie in vorsintflutlicher Zeit meist in Form von Katastrophen. Ueberschwemmungen großen Ausmaßes waren bis weit in die Neuzeit hinein, bis zur Regulierung der deutschen Flüsse, vor allem zur Frühjahrszeit, in unserer Vaterlande an der Tagesordnung. Besonders gefährlich waren solche Ueberschwemmungen bei Flüssen, die im wesentlichen in Südnordrichtung fließen, weil die Schneeschmelze im Süden zeitiger einzusetzen pflegt und die dadurch angeschwollenen Wassermassen des Stromes sich vor dem noch vereisten Unterlaufe des Stromes stauen. Die Anzahl von Altwässern, welche man heute noch längs des Laufs der meisten deutschen Flüsse, oft



Der „Gelbe Fluß“.

Einer der gefährlichsten Flüsse der Welt, der Hoang-ho oder Gelbe Fluß. Dieses Bild zeigt ihn in seinem Oberlaufe, wo hohe Talwände ihn in seinem Bett halten. Nach dem Eintritt in die chinesische Ebene zeigt er die Neigung, seinen Lauf zu verlegen. Katastrophale Ueberschwemmungen sind die Folge solcher Laufänderungen.

in beträchtlicher Entfernung vom jetzigen Bette, finden kann, sprechen eine beredte Sprache. So liegt beispielsweise reichlich zehn Kilometer vom Rhein entfernt bei Ludwigshafen ein Ort namens Schifferstadt, der noch im Mittelalter am Rhein lag!

Die Katastrophen am „Gelben Fluß“.

All dies muß aber geringfügig anmuten gegenüber dem, was wir über den Hoang-ho, den „Gelben Fluß“ der Chinesen, wissen. Nicht weniger als siebenmal im Laufe der Geschichte hat er sein Flußbett verlassen und seine Schlammfluten über die umgebenden Gefilde gewälzt. Da China gerade in der Umgebung des Hoang-ho ein überaus fruchtbares, dichtbesiedeltes Land ist, war der Schaden, den er dadurch anrichtete, unermesslich. Nach Hunderttausenden zählte jedesmal die Menschenleben, die eine solche Katastrophe forderte, nach Hunderten die Zahl der zerstörten Ortschaften. Die neue Mündung liegt dann stets mehrere hundert Kilometer von der früheren entfernt, und die Arbeiten zur Eindämmung des Stromes mußten nun wieder völlig von vorn anfangen, um den Fluß wenigstens in seinem neuen Bett festzuhalten. Eine der furchtbarsten Katastrophen dieser Art ereignete sich im Jahre 1887, als der „Gelbe Fluß“

unter ungeheuren Verwüstungen — denen mehrere Millionen Menschenleben zum Opfer fielen! — weiter als je zuvor nach Süden geriet. Ja, zeitweise vereinigte er seine Fluten mit denen des zweiten großen chinesischen Flusses, des Jangtschiang. Die Mündung dieses Stromes lag aber beinahe tausend Kilometer von der bisherigen Hoang-ho-Mündung entfernt.

Vor kurzem hat der Hoang-ho bekanntlich wiederum sein Bett verlassen — bei der dadurch verursachten Ueberschwemmung ist rund eine halbe Million Menschen von Haus und Hof vertrieben worden, und niemand kennt bisher die Zahl der bei dieser Katastrophe Ertrunkenen. Die neue „Wanderung“ dieses Flusses, der tatsächlich die Geißel eines ganzen großen Landes darstellt, hat das Ergebnis der jahrzehntelangen Bemühungen der chinesischen Regierung um eine endgültige Eindämmung des „Gelben Flusses“ mit einem Schlage vernichtet. China hat nunmehr deutsche Wasserbauingenieure zu Rate gezogen, die an Hand von Modellen erforschen sollen, wie dieser furchtbare Fluß endlich zur Ruhe gebracht werden kann. Ob dieser Kampf gegen die entfesselten Naturgewalten gelingen wird, kann allerdings heute niemand voraussagen.

Dr. P. Bökkner.

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

10

Am Morgen hatte der Regen nachgelassen. Aber der Weg war schlecht. Escher, gefolgt von May, strebte auf dem aufgeweichten, glitschigen Moosboden vorwärts und beide führten ihre Pferde am Zügel. Viele Male sanken sie bis über die Knöchel in grünlich schleimiges Wasser und immer wieder hatten sie ihre Pferde aus sumpfigen Stellen, in denen sie zu versinken drohten, herauszureißen und auf erhöhteren Boden zu bringen, der ihnen aber auch nur einen schwammigen, schwankenden Untergrund bot. Und am Ende brachte auch dieser sie doch nur wieder an eine Strecke schlammigen Moors, die sie durchwaten mußten, mit ihren Füßen bei jedem Schritte festgesaugt in der klebrigen Humusschicht.

Es war nicht mehr Arbeit, sondern Qual, und mehr als einmal fragte sich Escher, ob das Mädchen jetzt nicht doch die Voreiligkeit ihres Entschlusses zu bereuen beginne.

Wenn das der Fall war, gab sie es aber durch nichts zu erkennen. Sie brachte es sogar fertig, über dies oder jenes besonders unangenehme Mißgeschick eine scherzhaft Bemerkung zu machen, was Escher mit nicht geringer Verwunderung erfüllte, in die sich etwas wie Bewunderung ihres Charakters mischte.

Es blieb ihnen aber nichts weiter übrig, als vorwärts zu waten, zu stapfen, zu straucheln.

Am Abend machten sie auf einem Moosbühl, der sich wie eine Insel aus dem umgebenden Morast erhob, halt.

Escher fühlte sich vollständig erschöpft. Wie mochte es nun erst der kleinen May gehen, dachte er. Sie klagte aber nicht, brachte es sogar zu ein paar kurzen, scherzhaft sein sollenden Bemerkungen, die freilich durch das mühsam erzwungene Lächeln, das sie begleitete, die beabsichtigte Wirkung verfehlten.

Nach der Abendmahlzeit, an deren Bereitung sie sich trotz aller Proteste von Eschers Seite, beteiligt hatte, warf Escher einen Armvoll grüner Zweige auf das Feuer, die dicke Qualmschwaden entwickelten. Auf der Leeseite, wo der Qualm über sie hinstreichen und die Moskitos vertreiben konnte, bereitete er die Lagerstätten. Unter ihren Moskitonehen streckten sie sich darauf zur Ruhe und sanken beide fast sofort in tiefen Schlaf.

Am nächsten Tage mußte Escher sich seinen Weg vermittels Kompaß und Karte suchen. Die Fahrte Hendersons und des Indianers war vollkommen ausgelöscht, selbst seine eigenen Fußspuren füllte der weiche Moorschlamm immer bald wieder aus.

Es war jetzt der dritte Tag ihrer Wanderung und seiner Berechnung nach hatten sie die Sümpfe kaum zur Hälfte durchquert.

Also noch drei Tage mehr!

Das hielt aber kein Mensch in diesem Sumpfe aus. Und selbst wenn das möglich wäre, hatten sie doch schon den erhofften Zeitgewinn völlig eingebüßt. Das kam aber jetzt gar nicht mehr in Frage. Jetzt handelte es sich nur noch um den völlig aussichtslos erscheinenden Versuch, das Leben zu retten. Mitten in einem endlosen Sumpfe, in dem er, daran konnte er kaum noch zweifeln, den Weg verloren hatte.

Natürlich verschwie er seine Befürchtungen May gegenüber. Ihre körperlichen Qualen waren schlimm genug. Möchten ihr wenigstens die seelischen erspart bleiben. Sie brauchte Mut und den Glauben an einen guten Ausgang, um nicht etwa schon beim nächsten Schritt zusammenzubrechen. Das war's, was Escher bereits stündlich gefürchtet hatte. Denn wenn auch in diesem schwächlichen Körper ein Geist und Wille lebten, die ihn in Erstaunen verletzten, so ist dem menschlichen Ertragen doch schließlich eine Grenze gesetzt. Bisher war noch keine Klage über ihre Lippen gekommen. Das erschien ihm fast unnatürlich und er hätte es lieber gesehen, wenn ihre Nervenstränge gerissen wären und sie sich in einem herzhaften Weinen, wie es Frauen in verzweifeltsten Lagen nötig haben, Erleichterung verschafft hätte.

Gegen Mittag traf sie ein Unglück.

Escher verlor sein Pferd. Es war schon mehrere Male, ebenso wie das seiner Begleiterin, in den Schlamm eingesenken und es hatte ihm viel Mühe, Zeit und Anstrengung gekostet, es wieder heraus und auf festeren Boden zu bringen. Diesmal weigerte es sich, der Peitsche zu gehorchen.

Escher nahm ihm seine Last ab und schleppte sie bei-